

TERMIN MIT DIETER GRAUMANN

„Ich gehe meinen Weg“

Der Vizepräsident des Zentralrats der Juden gilt als wahrscheinlicher Nachfolger seiner Chefin Charlotte Knobloch. Den Holocaust hat er nicht erlebt. Eine der wichtigsten Zukunftsaufgaben für ihn: die Integration der vielen jüdischen Einwanderer aus dem Osten.

■ VON MARLIS PRINZING

Seine Sätze klingen nach Umbruch: „Der Zentralrat der Juden muss raus aus der Dauermeckerecke, wir dürfen nicht länger in eine Empörungsroutine verfallen.“ Dieter Graumann ist Vizepräsident des Zentralrats. Er sagt, die Shoah dürfe nicht Ersatzreligion oder Ersatzidentität werden, Juden müssten auf die positive Kraft einer Gemeinschaft mit einer besonderen Religion, einer reichen Kultur und einer langen Tradition setzen. Neue Töne nach einer Zeit, in der man in Deutschland Juden überwiegend als Opfer oder als Dauermahner wahrnahm. Wenn im Herbst Charlotte Knobloch ihr Amt als Präsidentin des Zentralrats abgibt, wird niemand mehr aus der „Erlebensgeneration“ des Holocaust ihr folgen. Überschattet wurde ihre Amtszeit von dem Vorwurf, sie vernachlässige durch ihren Fokus auf die Vergangenheit, was Juden heute bewegt.



SORGENKIND: Seine Eltern sind dagegen, dass Dieter Graumann Präsident des Zentralrats wird. Als öffentliche Person wäre er gefährdet, glauben sie.

Foto: Thomas Lohnes/ddp

Das soll mit Dieter Graumann anders werden. Er steht für den Generationswechsel und wird Knobloch nach ihrem Ausscheiden im Amt mit ziemlicher Sicherheit beerben. Auch mit dem 59-Jährigen an der Spitze wird das Thema Holocaust nicht archiviert und historisiert, aber er fordert eine neue Gewichtung: „Wir müssen Holocaust-bewusst, nicht Holocaust-zentriert sein“, sagt er. Die Eltern Graumanns stammen aus Polen, als sie nach Deutschland zogen, war er knapp zwei Jahre alt. Auch er gehört also nicht zu der Gruppe

jener in den Neunzigerjahren zugezogenen Ostjuden, die heute die Mehrheit der über 100 000 in Deutschland lebenden Juden bilden und deshalb nach mehr Gewicht im Zentralrat verlangen.

Dieter Graumann ist kein Revolutionär, sondern Geschäftsmann, Diplomat, Makler, ein politischer Kopf. Er beobachtet scharf, spricht schnell, laut und argumentiert pragmatisch. Er hat nichts dagegen, aufzufallen. Genau das aber, nicht auffallen, war es, was seine Eltern kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs für sich und ihren Sohn wollten. Bis er in die Schule kam, hieß Dieter David. Seine Eltern benannten ihn um, damit er nicht als Jude erkannt wird. Die Erinnerung an die Verfolgung war noch frisch. Beide Eltern hatten verschiedene Konzentrationslager überlebt, der Vater zudem den Todesmarsch von Buchenwald. Damals kam nur durch, erzählt Dieter Graumann, wer nicht auffiel. Und dann fielen sie doch auf: einander. In einem Flüchtlingscamp in Frankfurt lernten sie sich kennen und lieben. Sie heirateten und wanderten 1950 nach Israel aus, wo David wenige Wochen später geboren wurde, in Ramagdan, nicht weit von Tel Aviv. Doch durch Todesmarsch und Lager war der Vater so geschwächt, dass er die israelische Hitze nicht aushielt. 1952 kehrte die Familie nach Deutschland zurück, nach Frankfurt – „erst einmal“, sagt Graumann.

Im Land des Regimes, das sie einst töten wollte, saßen sie auf gepackten Koffern, unschlüssig, ob sie bleiben oder gehen sollten. „Ich fühlte ihre Zerrissenheit“, erzählt Graumann. Als kleiner Junge schon hörte er die Geschichten aus den Lagern. „Meine Mutter hat nie verwunden, dass sie sich von ihren Eltern nicht verabschieden konnte.“ Viele Kinder hatten das Gefühl, ihre seelisch verwundeten Eltern schützen zu müssen. So verschwieg Graumann seinen Eltern etwa, dass er bereits in der ersten Schulstunde seine Konfession nennen musste. Der Namenstausch war also wirkungslos. Obwohl er seinen neuen Vornamen nicht mochte, blieb es auch später bei Dieter.

In jenen Jahren eröffnete sein Vater an der Frankfurter Hauptwache das erste Schnellimbissrestaurant der Stadt. Die Mutter packte kräftig mit an, briet Schaschlik und kochte Frankfurter Würstchen. Die Eltern verdienten so gut, dass sie investieren konnten. Graumann senior kaufte gemeinsam mit einem Partner einen Bauplatz und errichtete Mietwohnungen – der Grundstein einer erfolgreichen Liegenschaftsverwaltung. Langsam verblassten die Pläne, auszuwandern. Deutschland wurde wieder Heimat.

Dieter Graumann hatte es leicht. Seinen Klassenkameraden schien es egal, ob er Jude war, er fühlte sich akzeptiert – im Unterricht, beim Schach, beim Skat, auf dem Fußballplatz. In der Grundschule war er der einzige Jude in der Klasse. Auch da war seine Religion nie Thema. Graumann war ein sehr guter Schüler. „Da hat man es leicht, weil jeder Lehrer glaubt, es liegt an ihm, wenn man gut ist“, sagt er. Trotzdem: „Ich war immer auf der Lauer, ob mich jemand benachteiligt.“ Viele Lehrer erzählten vom Krieg, den sie als Soldaten selbst erlebt hatten, von der Front, von soldatischer Disziplin. Die Verbrechen der Nazis seien jedoch nie Thema gewesen. „Ich sah mir jeden Lehrer genau an“, erzählt Dieter Graumann, „und habe mich gefragt, was der wohl im Krieg noch getan hat.“ Dabei habe er stets gespürt, wenn einer etwas zu verbergen hatte. So sehr sei er von Eltern und Freunden für das Thema Antisemitismus sensibilisiert worden, dass er ihn quasi erfühlen konnte, selbst wenn sein Gegenüber kein Wort verlor, behauptet Graumann. Das sei wie bei einer schönen Frau: Keiner könne definieren, wann eine Frau schön sei, aber wenn sie vor einem stehe, sehe es jeder.

Graumann studierte in Frankfurt Volkswirtschaftslehre und am King's College in London Rechtswissenschaft. Später promovierte er über die Europäische Währungsunion, arbeitete ein paar Jahre bei der Deutschen Bundesbank und stieg schließlich in die Liegenschaftsverwaltung des Vaters ein. Er heiratete eine Jüdin, seine beiden Kinder besuchten jüdische Kindergärten, später jüdische Schulen. Gleichzeitig war er Präsident des jüdischen Fußballvereins Makkabi. Religiös sei er, erzählt Graumann, aber nicht orthodox. Kurz: Er war der Mustersohn, den sich seine Eltern wünschten. Doch seit er öffentlich als Nachfolger von Charlotte Knobloch gilt, seitdem er im Rampenlicht steht als

Jude, ist sein Vater nicht mehr gut auf ihn zu sprechen.

Seine Karriere im Zentralrat beginnt vor 25 Jahren, mit der Premiere von Rainer Werner Fassbinders Stück „Der Müll, die Stadt und der Tod“ im Frankfurter Schauspielhaus. Die Inszenierung geriet zum Skandal: Vor dem Gebäude wurde demonstriert, drinnen sprangen viele Mitglieder der Frankfurter jüdischen Gemeinde, auf die Bühne, um die Schauspieler am Spielen zu hindern.

Sie empfanden das Stück als antisemitisch, der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde und Investor Ignatz Bubis fühlte sich durch die Rolle des reichen Juden sogar persönlich angegriffen und stellte sich laut schimpfend vor die Mikrofone. Dieter Graumann war fasziniert, wie Bubis sich für die jüdische Sache einsetzte – „ein Coming-out der jüdischen Gemeinschaft. Zum ersten Mal stellten wir uns offensiv gegen eine herrschende Stimmung in Deutschland, die den Boykott als Bedrohung der Kunstfreiheit kritisierte.“

Die Aktion machte Bubis bundesweit bekannt. Der spätere Zentralratspräsident verkörperte ein neues Selbstbewusstsein: Wer Gesicht zeigte und sich traute, bewegte etwas. Durch den Holocaust traumatisiert, versteckten sich bis dahin viele Juden lieber. Bubis' Beispiel war für Dieter Graumann auch persönlich eine „Erweckung“. Bubis wurde sein Mentor, „vererbte“ ihm den Posten des „Finanzministers“ der Gemeinde, animierte ihn, für den Gemeinderat zu kandidieren, und sorgte nach der Wahl auch sofort dafür, dass er auch in den Vorstand kam. Sogar zu seinen Terminen bei den Staatschefs der Welt nahm Bubis ihn mit.

Graumann war ein gelehriger Schüler, brachte es aber auch zu eigener Meisterschaft. Als Makkabi-Präsident sah er seine Spieler im Herbst 2000 über Wochen hinweg auf dem Platz Schmähungen ausgesetzt. Man solle sie vergasen, schrien viele gegnerische Fans. Als Beschwerden bei den Funktionären der gegnerischen Vereine folgenlos blieben, ging er an die Öffentlichkeit. Nun waren „wie durch Zauberhand“ Termine bei den Verbänden möglich. Plötzlich wollten die Verantwortlichen mit ihm reden. Die Schreier schwiegen.

Seine Eltern mussten derweil hinnehmen, dass er in der Frankfurter Gemeinde Dezernent für Finanzen, Schule, Kultur und Presse und im Jahr 2006 sogar Vizepräsident des Zentralrats wurde. Als er ihnen, kurz bevor sie es aus den Medien erfuhren, mitteilte, er werde als künftiger Präsident gehandelt, löste dies eine „dramatische Besprechung“ aus, so Graumann. Der Vater war wütend. Denn mit einem solchen Amt wäre er eine ganz und gar öffentliche Person, müsste Sicherheitsleute um sich dulden und in einer gepanzerten Limousine fahren. „Meine Eltern sehen darin ein hohes Gefährdungspotenzial für mich und meine Familie“, so Graumann. „Grund sind ihre Lagererfahrungen. Das berührt mich. Doch ich muss meinen eigenen Weg gehen.“

Der Generationenkonflikt ist symptomatisch. Allmählich kehrten die Juden aus den nach dem Holocaust selbst gebauten Gettos zurück und integrierten sich in die deutsche Gesellschaft. Parallel wuchs in der Gemeinschaft die Vielfalt – mit Juden, die hier aufwuchsen, Juden aus den alten Sowjetstaaten, orthodoxen und liberalen. „Sie alle in einem Zentralrat zu bündeln wird ein Kunststück“, sagt Graumann. Man dürfe sich nicht in mehrere Räte aufspalten, das koste politisches Gewicht. „Noch repräsentieren wir 98 Prozent der jüdischen Gemeinschaft“, behauptet er. Der Zentralrat der Muslime dagegen werde nur von 25 Prozent der Muslime anerkannt.

Eine große Herausforderung zudem: die junge Generation. „Ich sehe die Gefahr, dass sie sich assimiliert, das Judentum und die eigenen Wurzeln vergisst, vernachlässigt oder ablegt.“ Auch bei den eigenen Kindern könne er das erkennen. So weiß er nicht, ob sich sein Wunsch – jüdische Enkel – erfüllt. Sohn Benny, ein Jurist, heiratete eine Jüdin. Tochter Jenny, die gerade ihr Studium abschließt, ist eher „multikulti drauf“, findet Jüdischsein „interessant, aber nicht identitätsstiftend“, so Graumann. Der Vater hingegen will die Tradition von Hunderten Generationen auf seine Kinder übertragen. Seine Enkel

sollen sie weitergeben an die nächste Generation.

In seinem Büro in der Frankfurter Innenstadt prangt ein großer bunter Porträtdruck der Kinder im Stil Andy Warhols. An einer anderen Wand hängt ein Foto der Klagemauer. Dort kaufte Dieter Graumann das dünne rote Bändchen, das er am linken Handgelenk trägt. „Es soll den bösen Blick abwenden“, sagt er und lacht laut. „Frau Knobloch trägt das auch.“ Und sein Sohn. Die Tochter Jenny nicht.

© Rheinischer Merkur Nr. 14, 08.04.2010
